

Sprechspiegel des "Sprachspiegels"

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **21 (1965)**

Heft 4

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sprechspiegel des „Sprachspiegels“

Aus einem Brief an einen Schauspieler

... Da ist zum Beispiel die Beschreibung des Artistischen. Natürlich kommt die Kunst ohne das Künstlerische nicht aus, und es ist wichtig, zu beschreiben, „wie es gemacht wird“. Besonders wenn die Künste durch anderthalb Jahrzehnte der Barbarei gegangen sind, wie bei uns. Aber man darf keinesfalls glauben, daß es etwa „kalt“ zu erlernen oder auszuüben wäre. Nicht einmal das Sprechenlernen, das für die meisten unserer Schauspieler sehr nötig ist, kann ganz kalt, als etwas Mechanisches, vor sich gehen.

Der Schauspieler muß zum Beispiel deutlich sprechen können, aber das ist nicht nur eine Sache der Konsonanten und Vokale, sondern auch, und hauptsächlich, eine Sache des Sinns. Lernt er nicht (gleichzeitig), den Sinn aus seinen Repliken herauszuholen, wird er nur mechanisch artikulieren und durch sein „schönes Sprechen“ den Sinn zerstören. Und im Deutlichen gibt es Unterschiede und Abstufungen mannigfacher Art. Die verschiedenen Klassen der Gesellschaft haben eine verschiedene Art der Deutlichkeit: ein Bauer mag deutlich sprechen im Gegensatz zu einem andern Bauern, aber er wird anders deutlich sein als der Ingenieur. Also muß der Schauspieler, der sprechen lernt, dabei auch immer darauf achten, daß er seine Sprache flexibel, schmiegsam hält. Er darf nicht aufhören, an wirkliche Menschensprache zu denken.

Ferner gibt es die Frage des Dialekts. Auch da muß das Technische mit Allgemeinem verbunden werden. Unsere Bühnensprache folgt dem Hochdeutschen, aber sie ist im Laufe der Zeit sehr maniert und starr geworden, ist eine ganz besondere Art des Hochdeutschen geworden, das nicht mehr so flexibel ist wie die hochdeutsche Alltagssprache. Nichts spricht dagegen, daß auf der Bühne „gehoben“ gesprochen wird, das heißt, daß sie ihre eigene, eben die Bühnensprache entwickelt. Nur muß sie entwicklungsfähig, vielfältig, lebendig bleiben. Das Volk spricht im Dialekt. Im Dialekt formt es seinen innersten Ausdruck. Wie sollen unsere Schauspieler das Volk abbilden und zum Volk sprechen, wenn sie nicht auf ihren eigenen Dialekt zurückgehen und von ihm Tonfälle in das Bühnenhochdeutsch einfließen lassen?

Ein anderes Beispiel: Der Schauspieler muß lernen, seine Stimme zu ökonomisieren; er darf nicht heiser werden. Aber er muß natürlich auch imstande sein, einen Menschen zu zeigen, der, von Leidenschaft ergriffen, heiser spricht oder schreit. Seine Übungen müssen also Spiel enthalten.

Wir werden formalistisches, leeres, äußerliches, mechanisches Spiel bekommen, wenn wir bei der artistischen Ausbildung auch nur einen Augenblick außer Acht lassen, daß es die Aufgabe des Schauspielers ist, lebendige Menschen darzustellen...

Bertolt Brecht (Aus einem Brief an einen Schauspieler, Theaterarbeit, 6 Aufführungen des Berliner Ensembles, Dresden 1952)

Die A-c-Krankheit

Ursache des Übels ist die Schreibmaschine, welcher die Umlaut-Großbuchstaben Ä, Ö und Ü fehlen und die uns daher zwingt oder doch verleitet, dafür Ae, Oe und Ue zu schreiben. Das bringt Verwirrung selbst in die Aussprache hinein, besonders in die Aussprache von Fremdwörtern. Da gibt es die *Ara*, ein Wort spätlateinischen Ursprungs mit der Bedeutung „Zeitalter“ oder „Zeitrechnung“ (Mehrzahl: die *Aren!*), meistens sieht man aber „Aera“ geschrieben und sogar gedruckt. Und dementsprechend kann man hochgebildete Leute von

der „A-era“ oder der „A-era“ sprechen hören. Aber der Siebs bestätigt's: die richtige Aussprache ist „Ära“, mit einem Ä wie in „Äpfel“. Anders verhält es sich mit den mit *Aero-*, von griechisch „aer“ (worin e = Eta, das heißt langes e), gebildeten Zusammensetzungen: Aerodynamik, Aeronaut, Aeroplan usw. Hier ist A-e zu sprechen, mit dem Hauptton auf A. Der Siebs versieht diese Wörter, vom Duden abweichend, mit einem Trema: Äëroklub. Aber dieses Zeichen haben wir im Deutschen nicht nötig, wenn wir Ä schreiben, wo Ä zu sprechen ist, und Ae, wo es wirklich A-e lauten muß. — Mit der Kleinschreibung der Hauptwörter, wie sie die Freunde der Vereinfachung unserer Rechtschreibung anstreben, würde auch die falsche Umlautschreibung (und -aussprache) weitgehend verschwinden. Bei den Kleinbuchstaben behaupten die Umlautlettern ä, ö und ü zum Glück immer noch das Feld: es fällt nur wenigen ein, „aergerlich“ zu schreiben statt „ärgerlich“ (aber „aerodynamisch“ ist richtig).
-el.

Bücher, Zeitschriften, Schallplatten

OTTO BASTIAN: *Die europäischen Sprachen*. Grunderscheinungen und Entwicklungen. Dalp-Taschenbücher, Nr. 377. Francke-Verlag Bern, 1964. 120 Seiten.

Wie der Untertitel verspricht, gibt der Berliner Sprachwissenschaftler zuerst einen Überblick über die verschiedenen Sprachgruppen der Erde (vereinzelnde, aneinanderfügende, wortbiegende) und schält dann die gestaltbildenden (Lautwandel und Bedeutungswandel) sowie die gruppenbildenden Grunderscheinungen der Sprachen (Bildung von Wortklassen, Gruppenbildung, grammatisches Geschlecht, Mehrzahlbildung) heraus. Nicht nur der Laie kann da sehr viel lernen. Der Hauptteil der Arbeit ist alsdann der Herausbildung der europäischen Sprachenvielfalt gewidmet mit den Hauptgruppen Eurafrikanisch, Kaukaso-Hispanisch (Sumerisch bis Baskisch), Indogermanisch (Pelasgisch bis Baltisch), Ugrofinnisch, Altaisch und Semitisch. Die Entwicklung und Eigenart jeder einzelnen europäischen Sprache wird kurz dargestellt.

Bei der Kürze dieser Abschnitte kann es nicht ausbleiben, daß gewisse Formulierungen zum mindesten mißverständlich sind. So wenn der Verfasser sagt (S. 60), nach 1650 sei zuerst das Niederdeutsche, dann das „Schweizerische“ als Schriftsprache geschwunden (ein eigentliches Schweizerisch hat es nie gegeben). Oder wenn er bündig feststellt (S. 74), Amtssprache in Südtirol sei das Italienische (das Deutsche ist aber doch als zweite Amtssprache in Geltung, die Doppelnamen wie „Bolzano-Bozen“ sind amtlich), oder (S. 84), im rumänischen Staatsgebiet seien bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges auch zahlreiche Magyaren und Deutsche ansässig gewesen (es sind in Siebenbürgen und anderswo in Rumänien noch heute einige Hunderttausend Deutschsprachige!). Ganz schief aber sind die paar Sätze über das Niederländische in Belgien (S. 62): „Seit 1840 entstand im jetzigen Königreich Belgien die Bewegung der Vlaminganten gegen die niederländische Schriftsprache. Sie setzte sich allmählich durch, so daß jetzt in Belgien neben der französischen Schriftsprache der Wallonen die flämische der Flamländer besteht.“ Der Hauptkampf der Flamen ging in Wirklichkeit gegen die Unterdrückung der eigenen Sprache durch das Französische. Ein Nebenstreit war die Auseinandersetzung über die Frage, ob das in Holland geltende „Gemeinniederländisch“ auch in Belgien gelten sollte oder ob die flämischen Mundarten zu einer besonderen Schriftsprache auszubilden seien. Ge-